

Besprechungen.

Deutsche Literatur.

1. Schwarzwaldkinder. Erzählung von Maria Baker. 8° (VIII u. 216 S.) Freiburg 1919, Herder. M 4.20; geb. M 5.20
2. Der Kreuzweg des Magnus Segnewald und andere Novellen. Von Anna Richli. 12° (256 S.) Regensburg 1919, Pustet. M 4.80
3. Ihr Vermächtnis. Roman von Stephanie Bergmann. 12° (232 S.) KÖln 1918, Bachem. M 6.—; geb. M 7.50
4. Über die Brücke. Roman von J. Weingartner. 8° (280 S.) Innsbruck 1918, Tyrolia. Kr. 10.50
5. Der blutige Lehrspeer. Erzählung aus dem Leben eines Geistlichen von Marie Herbert. 12° (116 S.) KÖln 1918, Bachem. M 1.50; geb. M 2.—
6. Heinrich Seifferts Ende. Von J. v. Bülow. 2. Aufl. 12° (184 S.) KÖln 1919, Gonssi. M 4.50

Seit hundert Jahren schob das Schrifttum seine Bannmeile vor. Als an seinen alten Grenzstraßen Schlagbaum auf Schlagbaum fiel, gor schäumendes Freudengefühl mit seinem schwachen Sinn für Wirklichkeit. Zu voller Auswertung schien jedes Gebiet dem Schriftsteller freigegeben. Auf der Karte seines Weltreiches wurde für sein Auge jeder weiße Fleck als besucht, bekannt ausgezeichnet. „Alles gehört euch“; so deutete einer den gewonnenen Standpunkt seinen Fachgenossen aus.

Es wurde aber kein rückhaltlos glückliches Erschließen dieser ganzen Welt. Neue Fangplätze, die gewiß ergiebig, vereinigten alle Fischerboote: gute, alte Gründe lagen zu Unrecht ganz verlassen. Manche fieberschwangere Niederungen wären viel besser unbetreten geblieben. Verzerrte, kranke Seelenbilder, Hohlgestalten, traten voll heißen Lebens auf die Blattseiten. Ihre Augen hatten den bösen Blick, der sich fischend und fesselnd auf die bestrickte Beute so lange legte, bis er ihr ganz Unerseßliches nahm.

Doch kostbare Gründe sind unter den jetzt gesuchten, und der kostbarsten einer ist die Kinderseele in ihrem Jugendland. Neues strömt dort in Übersfülle, neu für den Beobachter, neu auch, weil alles dort frisch im Tau des ersten Morgens liegt, weil alles noch natürlich, unverweltet aus der Menschenkindheit stammt. Rührend und beschämend stark ist in ihr so manches Edle, von keiner Berechnung gedämpft, noch gefälscht. Paradiesaugen scheinen nicht nur in manchem kleinen Köpflein zu strahlen, so viele kleine Seelen schauen wirklich noch ganz durch sie ins Leben. Das ist freilich auch für das Kind kein Paradies mehr. Denn „die

Kindheit ist überhaupt nicht jene Zeit des ungetrübten Glückes, die der Erwachsene rückblickend zu schauen meint“, erinnert Helene Most aus der eigenen, lebhaft bewegten Jugend, und wohl doch für alle. „Das Glück ist unbewußt, und Tränen fließen häufig. Und sind Kindertränen auch bald gestillt — bitter sind sie dennoch. Kinder sind Gegenwärtsgeschöpfe. Der Ausblick in die Zukunft fehlt ihnen. Daher trägt jeder ihrer Schmerzen den Stempel der Hoffnungslosigkeit. Der Vater im Himmel mag manches Herzeleid großer Leute weniger ernst nehmen als den Kinderkummer, über den wir lächeln“ (Gehe hin und künde“ S. 6). Zahlreiche Ausblicke ernster Not legt schon solch einfache Selbstbeobachtung frei.

1. Maria Bager versteht ihre Leser mitten zwischen „Schwarzwaldkinder“, ein festes, lebendiges Trüppchen von Buben und Mädchen. Aus der Schar tritt Kronenwirts Klein-Dicki hervor. Der Vater ist ihr gegenüber zu weich gehalten, doch verzeihlich; gerade durch diese Stimmung legt sich wie Todesahnung auf den Besuch des Wehrmannes und auf seinen Brief, dem fremde Hand die Todeskunde beilegte. Die Liebe des Vaters hat Klein-Dicki nichts geschadet. Das Kind wird hart von dem Geschick geschüttelt. Daheim wird „ausgeteilt“, d. h. alles freihändig verkauft, Dicki als Ziehkind der geizigen Kramerin, dem Abscheu der kleinen Dorfwelt, überwiesen. Es wurde nicht gebrochen. Eine Märchengestalt tritt unter die Kinder: das Schwarzwälder Samenmännlein, der Benz, der Wiese und Wald bunt bemalt. Der liebt auch die schönsten Blumen, die aufblühenden Menschenknospen. Dieses Männchen heißt Gottlieb Frohmüt; man darf auch Vor- und Zuname tauschen; denn es ist eine Verkörperung des kindlichen, gottnahen Frohmutes. Puzig ist er als Drahtzieher der Kinderschar, aber viel mehr noch wird er ihr Berater voll Gottes- und Menschenliebe. Dem armen Dicki zum Trost zieht dies alte Männlein mit zur silzigen Alten und hilft dieses alte Dornröschen von seinem bösen Schlaf befreien. Gerade hier ist die Vermenschlichung des Frohsinns mit seiner Kraft und seinen Grenzen zu guter Darstellung gebracht: wie ein auftretender oder schwindender Gedanke, als auf und ab wallendes Gefühl duftig eingewoben.

2. In Anna Richlis Buch: „Der Kreuzweg des Magnus Segnewald und andere Novellen“, führt die Titelnovelle und die „Jugend der Elisabeth Traugott“ in die Kinderseele. Magnus Segnewald, ein Tertianer, hilft in zart sinniger Liebe seinem fiebern Mütterchen ihre Körper- und Seelenleiden tragen und vor dem Vater verdecken. Dies Versteckenspiel täuscht den Vater. Er ahnt gar nicht, wie sehr seine angestrengte Geschäftstätigkeit der leidenden Frau den Gatten entzieht. Ein unbewachtes Wort der Mutter öffnete ihrem „kleinen Ritter“ vollen Einblick in ihre Gemütslage. Gut vorbereitet ist der falsche Argwohn des braven Knaben, er trage einen Brief des Vaters an ein Geschöpf, welchem sein Vater verstrickt sei, zur Post. Das wird der Mutter das Herz brechen. Die Erregung des Magnus wächst reich und wahr. In der hellen Verwirrung schießt der Gedanke durch den Jünglingskopf, zur Warnung des Vaters selbst in den Tod zu gehen. Doch der Weg ist gottverboten. Nun greift diese echte Knabenseele

zu einem tollkühnen Wagemuth, um zu erproben, ob er Mut findet, dem Vater Vorstellungen zu machen. Sein Unfall, der Schluß, schenkt allen, was noch der Familie auf Erden an Glück gegeben werden kann. Es ist viel und warm gehalten. Gerne möchte man das Spiel mit dem Selbstmord missen. Freilich, Kinderfönn ist überraschend leicht mit diesem, wenn auch kindhaft flüchtigen Gedanken vertraut. In der Erzählung selbst empfindet man aber den tollkühnen Streich nun eher als möglich, besser auch als Abschwächung der Verzweiflung. Daß nur Liebe ein Recht auf Liebe gibt, daß also der Vater keine Liebe von der Mutter beanspruchen darf (S. 21), ist eine Erwägung des Eifersüchtigen, welcher seinen Jahren voraussetzt.

Elisabeth Traugott, die Heldin einer andern Novelle Nischlis, ist das Kind einer Verlorenen. In dem kleinen Wesen träumt und sprudelt eine ungewöhnlich mächtige Einbildungsgabe. Die entsetzte häuerliche Pflegemutter sperrt das kleine Ding als irrsinnig ein, weil es eine legendenhafte Leidensgeschichte und Auferstehung des Heilandes dem Onkel Organisten mit der Versicherung nach erzählt, alles selbst gesehen zu haben. Das Gesfunker der natürlichen Mutter, der windige Puz, in dem sie zweimal das Kind auf Stunden nur besucht, lassen die Kleine sich ständig als Prinzessin nach der vornehmen Mutter jehnen. Chrißliche Liebe mahnt, auch als die Pflegebefohlene heranwächst, von der Mutter vor ihr schweigen. Unschuldig und tüchtig ist das junge Mädchen, aber die Sehnsucht nach dem geheimnisvollen, kößlichen Mutterbild in der nahen Stadt verglimmt nie. Entsetzliche Enttäufchung wartet dort: in schmachvollem Siechtum findet die Arme ihre unselige Mutter. Überwältigt bricht sie seelisch und körperlich zusammen, aber nur, um zu hochherzigem Opfer zu erstarken. Als Wärterin in der bösen Abteilung des Krankenhauses ringt sie, der Mutter Seelenheil zu pflügen. Deutlich sind die Gestalten wie in der ersten Novelle umrissen. Anmutig träumt und ringt die kleine Wolkenwandlerin. Viel in ihr läßt das nüchterne selbstliche Wesen der Sternbergerin erfrieren; hätte es angeschlagen und gewuchert, die ruhige Opferkraft wäre nie aus dem Keim gekommen. Als Gegenpol wirken Organist und Glockensest, ein prächtiges Glied in der glänzenden, echten Entwicklungskette.

3. Bis tief in die Mädchenjahre reicht die Darstellung Nischlis. Erst etwas vor diesem Lebensabschnitt setzt Stephyanie Bergmann bei ihrer Heldin ein, deren „Vermächtnis“ sie gibt. Ein Wildfang war diese, aus dem bergischen Düsseldorf. Während ihrer Ausbildung in einem mittelhheinischen Lehrerinnenseminar stirbt ihre unergleichliche Mutter an Auszehrung. Die Stiefmutter bildet einen dunkeln Gegensatz zur Verstorbenen. Als auch noch vererbtes Siechtum Benita peinvoll heimsucht, schwindet das Sonnig-lecke in ihr; manches von dem wenigstens äußerlich Stahlharten im Charakter des Vaters tritt bei ihr zutage. Mannhaft gibt die Kranke ihrem Verlobten, einem Edelmenschen und ihrem einstigen Lehrer, den Ring zurück. Ihre Krankheit läutert Benita: die „Gesegete“ macht scheidend ihren Namen wahr und wahrer. Das Stück Leben klingt nach seinem ganzen Ton in der Frauenseele mehr an. An einigen Wende-

punkten hätte man gern statt der Zeitangabe über das Aussehen der Aufzeichnungen — der Kern des Buches ist in ein angenehmes geschriebenes Tagebuch gekleidet — das Werden des Wandels geschaut. Nur aus dem Plan der Verfasserin heraus, daß Dr. Lenze erst durch das Tagebuch den hochherzigen Entschluß seiner Venita faßt, versteht man, daß er bei seinem letzten Besuche trotz Lage und Arzt seine sonstige Besonnenheit gänzlich verleugnet, sogar dauernd in seinem Verhalten verharret. Tante Therese ist zu hart gehalten. Wer war fähig, die falsche Anschauung vom Vater den Kindern einzupflanzen?

4. In die Priesterbildung wollen sich zwei weitere Bücher vertiefen. Junge Leute treten ins Brigner Priesterseminar, sie gehen „über die Brücke“, ein ortsüblicher Ausdruck. Tiefgreifende Schilderung, ganz vertraut mit dem Leben und Streben dort, legt sich um das innere Reisen eines Seminaristen, dessen musikalische Befähigung zugleich offenkundig wird. Den einfachen Aufbau beherrscht keine Fragestellung, die feiner, tiefer aufgefaßt wäre. Wohl geben Schwierigkeiten, welche dem gemütvollen Mäpfer aus einer ästhetisch tadelhaften Sonderfreundschaft erwachsen, ausgeprägter Persönliches. Ein herzlicher Grundton dankt für das Gute, Große, was man an dieser Stätte empfängt. Menschlichkeiten finden gegebenenfalls einen freimütigen, aber treuherzigen Beurteiler. Es galt, bei dem gleichförmigen Leben die Eintönigkeit zu meiden. Was, gewollt oder nicht gewollt, Vorgesetzte und Untergebene erheitert, Kunst, Dichtung und in ausgiebigem Maße Ausflüge und Wanderungen werden eingeflochten: auf den Bergen werden die Farben der frisch fließenden Erzählung noch tiefer und wärmer. Dem jungen Schöpfer bietet kurz vor den höheren Weihen die recht aufbringliche Berta Komploger Hand und Vermögen, falls er noch schwankte. Sei er aber seines priesterlichen Berufes sicher, so werde sie ihn nie belästigen und sich als die Braut eines Verstorbenen betrachten. Der Schritt ist nicht ungeschickt gerechtfertigt. Klar ist auch der Gedanke, die innere Reise des angehenden Priesters sinnfälliger herauszuarbeiten. Diese Absicht ist sachlich und auch in der Darstellung des inneren Vorganges gelungen. Dennoch solch dringendes Werben in solcher Stunde, die Härte, die die gewählte Lage unstreitig und plötzlich bringt, scheinen Mißköne. Wo auch die Zwangslage — so kurz vor entscheidendem Schritt! — Freiheit und Hochsinn zu mildern scheint, dürfte wohl der Zwischenfall fehlen.

5. Das zweite dieser Bücher schenkte uns die vielgefeierte Jubilarin Marie Herbert in dem „Blutigen Lehrpfennig.“ Eine reiche, junge Dame, der das freireligiöse Elternhaus keinen Halt geboten hatte, versiel als Kindsmörderin der Strafanstalt. Seelenqual und Seelsorge wandeln die leidenschaftliche, hochbegabte Frau und Künstlerin. Eine Lebensmöglichkeit für sie nach ihrer Entlassung zu finden, versucht aus Gottesliebe und voll sozialen Empfindens ein edler Geistlicher Rat. Als er ihr den Ankauf eines Landhauses in seiner Pfarrei vermittelte, zog er eine Größe nicht in seine Berechnung: häßliches Pharisäertum, das besonders im bauerlichen Teil seiner Gemeinde sich gleich geltend machte, nachdem das Verbrechen der stillen, wohlthätigen Frau unglücklicherweise bekannt wurde. Der neue, junge Kaplan sieht die Besserswerte vor einem Ausbruch beschränkter

Vollsgerechtigkeit hilflos fliehen. Er kennt in der ganzen Strenge des Unerprobten noch keine Zugeständnisse ans wirkliche Leben; „er unterscheidet noch nicht das Menschliche, allzu Menschliche vom Teuflischen“. Schroff tritt der sonst edle Mann in Gegensatz zu dem treuen Hirten, der seinen Platz bei der Zerschlagenen fühlt. Das Unheil kommt an dem Sonntag, wo der junge Geistliche in schönrednerischer, dichterisch ausbauender Art das Wilde Heer und in seinem Troß die unselige Kindsmörderin malt. Das arme Wesen stürzt sinnlos geängstigt aus dem Gotteshaus in den Wald und verunglückt dort in dem zerklüfteten bayerischen Jura. Trotz des Schädelbruches bei Bewußtsein, stirbt sie in Gegenwart der beiden Priester; der eine bezahlt den blutigen Lehrsprennig, der andere weiß, daß er jetzt wieder einem helfen muß, der an der Verantwortung für ein Menschenleben schwer trägt. Das Wesen des Geistlichen Rates, die hartbückende und ringende Diane Faber sind sehr klar und ausdrucksvoll gehalten. Dem Kaplan noch zürnen, hieße fast seinen Fehler begehen. Fortgesetzt fallen Schlaglichter auf Personen und Sache. Mit reicher Genugthuung legt man dies kleine Buch zu Seite.

6. Noch ein recht seltsames Buch. Eine Seele findet sich in einem zweiten Körper zurecht, doch an der Umwelt scheitert das gewonnene Dasein: Heinrich Seifferts Ende. Der Stoff läßt eine nicht gewöhnliche Reinzelle ahnen. Sie ist da: Ein Angestellter des Hauses „Tod“, das bei dem Kriegsbetrieb unzulängliche Hilfskräfte einstellte, nimmt zwei Seelen irrtümlich an sich und setzt sie übers Kreuz in die Leiber zurück. Ein fein empfindender Maler, Dr. phil. H. Seiffert, besinnt sich im Körper des Landwirtes Schwarz auf sich und faßt die Lage. Der andere kann diese Kleinigkeit nicht leisten und wird als irrsinnig behandelt. Seiffert steht natürlich auch vor einer Unsumme dorniger, sich einfach verfilzender Fragen. Schneidig faßt er die nächstliegende ins Auge: Das Einleben in den Körper, seine Gewohnheiten und Fertigkeiten. Mit dem andern Körper erhält er Neigung zu religiöser Besung. „Er hätte sonst nicht zwei Minuten (bei dem Traktätchen) verweilen können. Jetzt laß er es mit Andacht, und eine gewisse Ruhe kam über ihn, die ihm wohlthat. . . . Das war nicht sein eigen, was er jetzt empfand, das war neues Gut, Besitz des Bauers“ (S. 33). Um das hier schon zu bemerken, seine Religiosität steigt; umgekehrt bei Schwarz. Denn „was er gewonnen, mußte jenem ja fehlen!“ (S. 153.) Schwarz schien in dem Körper Seifferts „nicht mehr jener bedingungslose Gläubige wie früher“. Nun heißt es, sich mit Vorsicht und Gerissenheit eine Daseinsmöglichkeit, Glauben an seinen Fall bei Freund und Gattin erjagen. Jetzt werden die Gefühle bei den vier ungleichen Menschen, bei dem Malers- und dem Bauershepaar, die Männer dazu in den verwechselten Körpern freigelegt und eingehend zerfasert. Die Frauen sollen wesentlich sinnlicher fühlen, eine Überspannung in der gegebenen Fassung. Eherethliche Fragen machen Seiffert viel Kopfschmerzen. Er vergißt etwas Grundlegendes; es heiraten belebte, besetzte Körper, sie binden sich aneinander. Die Trennung von Seele und Leib löst das Band und knüpft es einfach wieder, wo auf der einen Seite ein wesentlich neues Gebilde entsteht:

Seifferts Seele in Schwarzens Körper? Deshalb ist sein Verkehr mit Helene nicht gerechtfertigt. Der Ton und die Sagenschilderungen sind gehalten, wo es sich um sittliche Fragen handelt, weniger an einigen Stellen, die auf die religiöse Ansicht Lichter werfen. Die Sprache ist abgerundet, scheinbar klar und leicht, eine hohe Leistung, wo der Stoff in neue Bahnen preßt. Diesen äußerst harten Stoff macht Bülow mit bewundernswerter Kraft bis in Tiefenlagen geschmeidig. Er formt in sich stark geprägte Gestalten; herzlich schreitet die Handlung fort. Doch wo sich Zweifel regt, ob er recht geschaut, da wo er verstummt, abliegt, hat man keine Lust nach Wahrheit die Suchnadel einzudrücken; es kommt das ablehnende Gefühl, das sich vor talmudischen und ähnlichen Spitzfindigkeiten igelartig einrollt, oder besser: die Überzeugung, daß man seine Denkraft an wertvollere, lohnendere Fragen setzen soll, nicht an etwa Möglichen, das im Dunkel verschwindet, verschlossen hinter einem Torbaum, den nur die Allmacht bewegen mag. Eine Ausstellung. Diese soll aber in erster Reihe die ehe- und besitzrechtlichen Fragen treffen, die ausgeworfen wurden; manches auch von der scharf betonten Gefühlsseite; aber das gleiche darf nicht von all den Fragen gelten, die in dem großen Grenzgebiete wurzelständig sind, wo Seele und Körper in ihrem Tun sich vermählen. Hier ist nicht mehr überall ganz verschleiertes Gebiet. Die Seelenkunde hob jachte manche Hülle; sie hätte wohl dem Verfasser manche Unterlage geboten, weiter das Wirken der beiden Gewalten zu scheiden — eine Aufgabe für seine Befähigung.

Eduard Decker S. J.